

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 27/2 (2000)

DOI: 10.11588/fr.2000.2.61839

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

within the class-based framework established by Georges Lefebvre«, damit eine Gemeinsamkeit gestiftet werden kann. Dabei können allerdings Widersprüchlichkeiten nicht ausbleiben. Denn einerseits sollen die neuen Arbeiten alles Bewährte der älteren sozialökonomischen Deutungen in sich aufheben, sich andererseits aber von einer Geschichtsschreibung des »tout social«, die schon ein erklärter Marxist wie Albert Soboul für lächerlich hielt, scharf abgrenzen. Es scheint, als ob die Etiketten nicht ganz exakt sitzen und der selbstbewußte Anspruch auf Überzeugungskraft und Originalität viel leichter aus dem eruierten Material und seiner Darstellung als aus solch verzerrter Beschreibung der geschichtswissenschaftlichen Landschaft abgeleitet werden könnte.

Es steht damit im Zusammenhang, daß durch die kompromißlose Verlagerung des Innovationszentrums der Revolutionsforschung in die USA auf bedenkliche Weise die Internationalisierung der Diskussion, die 1989 einen wichtigen Impuls erhalten hat, zurückgeschraubt wird. Denn wer die Fußnoten dieses Bandes, der Einführung in neue Richtungen der kulturgeschichtlichen Deutung der Revolution bieten will, durchmustert, wird schnell einer Gefahr gewahr: gerade in jener nordamerikanischen Forschung, die seit ca. 20 Jahren einen enormen Aufschwung erlebt hat, scheint sich manches inzwischen selbst zu genügen. Referenzen auf europäische Arbeiten sind fast nur in englischer Übersetzung zu finden, und diese sind gegenüber dem hier zugrundeliegenden Kolloquium von 1994 gut zehn Jahre alt. Während in den fünfziger Jahren die angelsächsischen Historiker nicht nur zum Quellenstudium nach Frankreich kamen, sondern ihre Interpretationen ganz explizit zustimmend oder polemisch abgrenzend auf die ihrer französischen Kollegen bezogen, schränkt sich die Wahrnehmung der europäischen Historiographie heute auf einige herausragende Köpfe wie François Furet, Michel Vovelle oder Roger Chartier ein, die mit ihren Vorlesungen an großen amerikanischen Universitäten noch als Botschafter der alten in der neuen Welt dienen.

Zweifellos repräsentiert diese Auswahl nicht die nordamerikanische Forschung im allgemeinen und auch nicht das beeindruckende Œuvre verschiedener Autoren dieses Bandes im ganzen, und so mag es übertrieben erscheinen, die genannten Schief lagen so hervorzuheben. Die vom konjunkturellen Aufschwung des Bicentenaire, mehr noch aber von den politischen Umbrüchen des Jahres 1989 durchgeschüttelte Revolutionsgeschichtsschreibung befindet sich mitten in einer Neuorientierung. Da dürfte es angeraten sein, nüchtern Bilanz zu ziehen und Vexierbilder zu vermeiden, die falsche Oppositionen vorspiegeln.

Matthias MIDDELL, Leipzig

Patrice GUENIFFEY, *Le nombre et la raison. La Révolution française et les élections*, Paris (Editions de l'École des Hautes Etudes en Sciences Sociales) 1993, XI–559 S.

Der Saumseligkeit des Rezensenten ist es anzulasten, daß dieses wichtige Werk zu einer – im weiten Sinn – politischen Geschichte der Französischen Revolution erst jetzt hier der (Fach-)Öffentlichkeit vorgestellt wird. Denn Patrice Gueniffey hat nicht nur eine voluminöse Studie vorgelegt, deren Aussagen quellenmäßig gut fundiert sind, basieren sie doch auf umfangreichem Material aus dem Pariser Nationalarchiv und aus 15 Departementsarchiven sowie auf einer breiten Sekundärliteratur, schließlich etlichen zeitgenössischen Presseorganen. Vielmehr hat Gueniffey eine umfassende Darstellung der Wahlen im revolutionären Frankreich geliefert, angefangen von der Berufung der Deputierten zu den *États Généraux* bis hin zum Repräsentativsystem der Zeit des *Directoire*, mit Ausblicken auf die Plebiszite des Konsulats. Zudem geht er nicht nur den Wahlen i.e.S. nach, sondern ebenso den Abstimmungen, wie jener über die »Jakobinerverfassung« von 1793, außerdem den »Wahlkämpfen« oder den Kampagnen von Zeitungen zugunsten einzelner Kandidaten. Dabei gibt Gueniffey keinen bloß chronologischen Abriss der Wahlen, sondern leuchtet all ihre Facetten aus, denn für ihn sind die Wahlen auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene

ein zentrales Phänomen des Revolutionsgeschehens, obwohl es stets weniger Beachtung als die spektakulären *Journées* fand und ihre Erforschung bislang immer hinter jener der großen sozialen und politischen Strömungen zurückstand. So behandelt Gueniffey neben dem politischen oder verfassungsrechtlichen Hintergrund auch die Fragen nach der (zeitlich und regional sehr unterschiedlichen) Wahlbeteiligung (mit deutlichem Höhepunkt 1790), nach den (sozialen, politischen und mentalen) Hintergründen der *abstention*, nach den Kreisen, aus denen sich Wähler und Gewählte rekrutierten, nach dem *vote secret ou public*, schließlich nach den »Doppelwahlen« bis hin zur Symbolik der Wahlhandlung selbst. All dies wird belegt mit Beispielen aus der Hauptstadt und den Departements, bis hinunter zu Kantonen und kleineren Städten. Gueniffey verkennt freilich nicht die Unterschiede, die sowohl das System der *Citoyens actifs et passifs* von 1789/91 als auch den 1792 zum ersten (und im Grunde einzigen Mal) angewandten *suffrage universel* von wirklich »modernen« Wahlen im Sinne einer freien Entscheidung zwischen unterschiedlichen Ordnungsmodellen trennen. So etwas, konstatiert er, habe es im Grunde nur in den zwei ersten Jahren der *République bourgeoise*, zwischen November 1795 und September 1797, gegeben. Ansonsten habe Wahlhandlung als Inkarnation des *peuple libre* nämlich einen anderen Zweck gehabt als heute; zu Recht weist Gueniffey darauf hin, daß die meisten *élections révolutionnaires* mehr der Bestätigung als der Auswahl des politischen Personals dienten – und damit nur sehr bedingt als historisches Ferment heutiger Demokratiemodelle taugen. Ob sie deshalb aber (wie die Revolution überhaupt) als »Sackgasse« anzusehen sind (wie Furets pointiertes Geleitwort dies nahelegt), mag man bezweifeln. Das ändert jedoch nichts an dem Gesamturteil, daß wir es hier mit einem echten *opus magnum* zur Revolutions- und (historischen) Wahlforschung zu tun haben.

Franz DUMONT, Mainz

Colin HAYDON, William DOYLE (Hg.), Robespierre, Cambridge (Cambridge University Press) 1999, 292 S.

Beiderseits des Atlantiks hat sich die angelsächsische Historiographie wiederholt des Themas Robespierre angenommen. Aufgrund anderer Interpretationsansätze und wohl auch der kulturellen Distanz sind diese Annäherungen an die kontroverse Gestalt des »Unbestechlichen« weitgehend der oft die Grenzen der Objektivität streifenden Polarisierung der französischen Historiographie in Verteidiger und Gegner Robespierres entgangen. Hieraus haben sich eine Reihe neuer Einblicke und interessante Gesamtinterpretationen ergeben, wie dies beispielsweise die immer noch lesenswerten Robespierre-Biographien James Mathew Thompsons (1968) und Norman Hampsons (1974) belegen. Die Beiträge in diesem Sammelband, die auf eine im Juli 1994 – 200 Jahre nach der Thermidor-Krise – am King Alfred's College in Winchester stattgefundene Tagung zurückgehen, stellen den jüngsten Versuch vornehmlich angelsächsischer Historiker dar, zu neuen Bewertungen der Ideen, der Rolle und der Nachwirkung Robespierres zu gelangen.

Der erste, einleitende Teil des Bandes konzentriert sich auf allgemeine historiographische Tendenzen und Probleme. Der Eingangsbeitrag der beiden Herausgeber, Colin HAYDON (Winchester) und William DOYLE (Universität Bristol), ist leider sehr oberflächlich ausgefallen und geht nur auf die Interpretationen von François Furet und Simon Schama etwas ausführlicher ein. Warum das, abgesehen von seiner farbigen Erzählkunst, kaum bemerkenswerte und nicht zentral auf Robespierre eingehende Werk Schamas in derartiger Form herausgestellt wird, bleibt unverständlich. Die Herausgeber versäumen es auch, in ihrem Eingangsbeitrag die übrigen Beiträge des Bandes thematisch einzuführen und zu verklammern. Die sich anschließende Erörterung Robespierres als biographisches Problem von David P. JORDAN (Universität von Illinois) hingegen entwickelt einige interessante Argu-